

Partizipative Forschung auf höchster Stufe: Seniorinnen und Senioren beforschen ihre eigene Altersgruppe

Stephanie Lehmann • Cora Pauli • Sabina Misoch

Partizipation als Beteiligung der relevanten (betroffenen) Akteure spielt in immer mehr gesellschaftlichen Bereichen eine wichtige Rolle, so auch zunehmend in der Forschung. Ziel von partizipativen Ansätzen ist hier, nicht nur über, sondern gemeinsam mit den Betroffenen zu forschen und dadurch valide Erkenntnisse zu erhalten. Derzeit finden sich einige Forschungsvorhaben mit partizipativen Elementen, vor allem unter Informierung und Anhörung der Betroffenen Laien. Über den Einbezug der Stakeholder auf den höchsten Partizipationsstufen (Entscheidungsmacht) ist jedoch bislang wenig bekannt – hiermit wird sich der nachfolgende Beitrag auseinandersetzen.

1. Geschichtlicher Hintergrund partizipativer Forschung

1.1 Partizipative Forschung und ihre Entwicklung

Partizipative Forschung ist ein Oberbegriff für verschiedene Ansätze, welche die Stakeholder in unterschiedlicher Form und mit unterschiedlicher Zielsetzung in den Forschungsprozess systematisch miteinbeziehen. Als Stakeholder werden dabei alle Personen oder Personengruppen bezeichnet, die ein Interesse an der untersuchten Forschungsfrage haben (1) und die von dieser direkt oder indirekt betroffen sind. Ziel partizipativer Forschung ist es, Phänomene zu erforschen aber auch, durch den Einbezug der Stakeholder und deren Interessen, zu beeinflussen (2). Partizipation stellt damit eine Möglichkeit dar, Konzepte gleichzeitig »top-down« als auch »bottom-up« zu entwickeln und umzusetzen (3). Der Ansatz der partizipativen Forschung findet in unterschiedlichen Disziplinen Anwendung (4), ist jedoch seit der Ottawa Charta der Weltgesundheitsorganisation (WHO) vor allem bei der Gesundheitsförderung respektive Gesundheitsforschung ein zentrales Prinzip (5).

Partizipative Forschung war ursprünglich dazu gedacht, benachteiligte Gruppen und Minderheiten, die mit traditioneller Forschung nur schwer zu erreichen sind, da sie negative Erfahrungen mit Forschenden gemacht haben oder aufgrund ihrer sozial marginalisierten Position misstrauisch sind (z.B. Native Americans), in Entscheidungsprozesse zu integrieren (6). Die international unterschiedlichen Ansätze haben keine einheitliche Begrifflichkeit und auch kein einheitliches Vorgehen (7), was zu uneinheitlichen und teilweise verwirrenden Begriffsverwendungen führt. Die verschiedenen partizipativen Ansätze haben zudem auch unterschiedliche Fokussierungen. Gemeinsam ist den Ansätzen, dass die Zusammenführung verschiedener Perspektiven im Zentrum steht. Nebst der Perspektive der Wissenschaftler/innen sollen die Perspektiven anderer Stakeholder in den Forschungsprozess miteinbezogen werden. Auch die Lernprozesse sowie die Befähigung der gesellschaftlichen Akteure sind zentrale Punkte (8).

Im deutschen Sprachraum wird Partizipative Forschung als Oberbegriff für verschiedene partizipative Ansätze verwendet (9), im angloamerikanischen Sprachraum findet der Oberbegriff Action Research Verwendung (10). Nicht nur die Begrifflichkeit, sondern auch die Weiterentwicklung dieser Ansätze unterscheidet sich in den beiden Sprachräumen (11). Nachdem im deutschen Sprachraum nach einem Höhepunkt in den 1970-er Jahren das Interesse eine Weile eher abflachte, erlebt die partizipative Forschung aktuell wieder ein Revival. Dies lässt sich darauf zurückführen, dass sich der gesellschaftliche Kontext gewandelt hat und Bürger sich aktiv an politischen und gesellschaftlichen Prozessen beteiligen möchten, dass allgemein die qualitative Sozialforschung angesehener und akzeptierter ist, und dass Wissenschaft und Gesellschaft sich verändert gegenüberstehen (12).

1.2 Abgrenzung zu Citizen Science

Oftmals wird auch der Begriffe Citizen Science analog zu partizipativer Forschung verwendet. Der Begriff Citizen Science (CS) ist jedoch traditionell eher im Bereich der Natur- und Umweltwissenschaften angesiedelt um ein Forschungsprozedere zu beschreiben, bei welchem interessierte Bürger/innen am Sammeln oder Auswerten von Daten beteiligt werden, aber weniger an der Definition der Forschungsfragen oder des Forschungsdesigns. Angewendet wird dieser Ansatz vor allem, wenn große Datenmengen zu erheben und zu verarbeiten sind (13). Ein klarer Unterschied zwischen partizipativer Forschung und CS zeigt sich darin, dass bei CS-Projekten meist keine Eingrenzung oder gezielter Einbezug der Stakeholder vorgenommen wird. Dies bedeutet, dass alle Bürger/innen an CS-Projekten teilnehmen können, unabhängig von ihrem Bezug zur eigentlichen Forschungsfrage.

1.3 Zentrale Punkte der Partizipation

Zentrale Punkte partizipativer Forschung sind die Beteiligung von Stakeholdern, die Befähigung (Empowerment) respektive Kompetenzerweiterung der Stakeholder und die sogenannte doppelte Zielsetzung (Wissen generieren und alternative Handlungsmöglichkeiten entwickeln) (14).

Welches die zu berücksichtigenden Stakeholder in einem Projekt sind, hängt einerseits vom Projektthema ab als auch davon, welcher partizipative Ansatz gewählt wurde (15). Stakeholder können unterschiedlich intensiv partizipieren, dies wird in verschiedenen Stufenmodellen dargestellt, zum Beispiel bei CHUNG und LOUNSBURY (2006) oder bei WRIGHT, VON UNGER und BLOCK (2010) (siehe Abbildung 1). Im Stufenmodell von WRIGHT et al. (2010) findet auf Stufe 1 und 2 keine Partizipation statt, hier werden die Stakeholder lediglich instrumentalisiert oder sie sind Empfänger von Anweisungen. Stufe 3 - 5 sind Vorstufen der Partizipation, hierbei werden Stakeholder informiert, angehört oder bereits teilweise miteinbezogen. Bei Stufe 6 - 8 können die Stakeholder mitbestimmen, haben teilweise Entscheidungskompetenz oder Entscheidungsmacht, auf diesen Stufen spricht man von Partizipation. Stufe 9, die Selbstorganisation der Stakeholder, geht hierbei über die Partizipation hinaus. Sinnvoll ist es, jeweils anhand eines konkreten Projektes zu entscheiden, welche Stufe der Partizipation am geeignetsten ist. Es ist jedoch auch möglich und durchaus sinnvoll, dass die verschiedenen Stakeholder in den unterschiedlichen Projektphasen auf unterschiedlichen Partizipationsstufen miteinbezogen werden (16). Eine

wichtige Voraussetzung, damit überhaupt alle Stakeholder partizipieren können, sind geeignete Rahmenbedingungen, das heißt, dass zum Beispiel Personen aus der Praxis von ihrem Arbeitgeber die Zeit zur Verfügung gestellt bekommen, dass Reisefahrkarten übernommen werden, oder dass eine Sprache gewählt wird, die von allen Stakeholdern gleichermaßen verstanden wird. Da die gleichberechtigte Mitsprache aller Stakeholder gewollt ist, kommt den Wissenschaftlern/innen kein alleiniger Expertenstatus zu (17), denn die Betroffenen sind die Experten ihrer eigenen Lebenswelt (18). Die Wissenschaftler/innen können lediglich im methodischen Bereich als Experten/innen auftreten und die Laienforscher/innen beraten oder methodologisch schulen (19). »Die Hauptrolle der beteiligten Wissenschaftler/innen besteht gerade nicht darin, als wissenschaftliche Expert/innen aufzutreten und zu agieren, sondern sich auf eine gemeinsame Auseinandersetzung und vielfältige Formen des Wissens einzulassen.« (20)

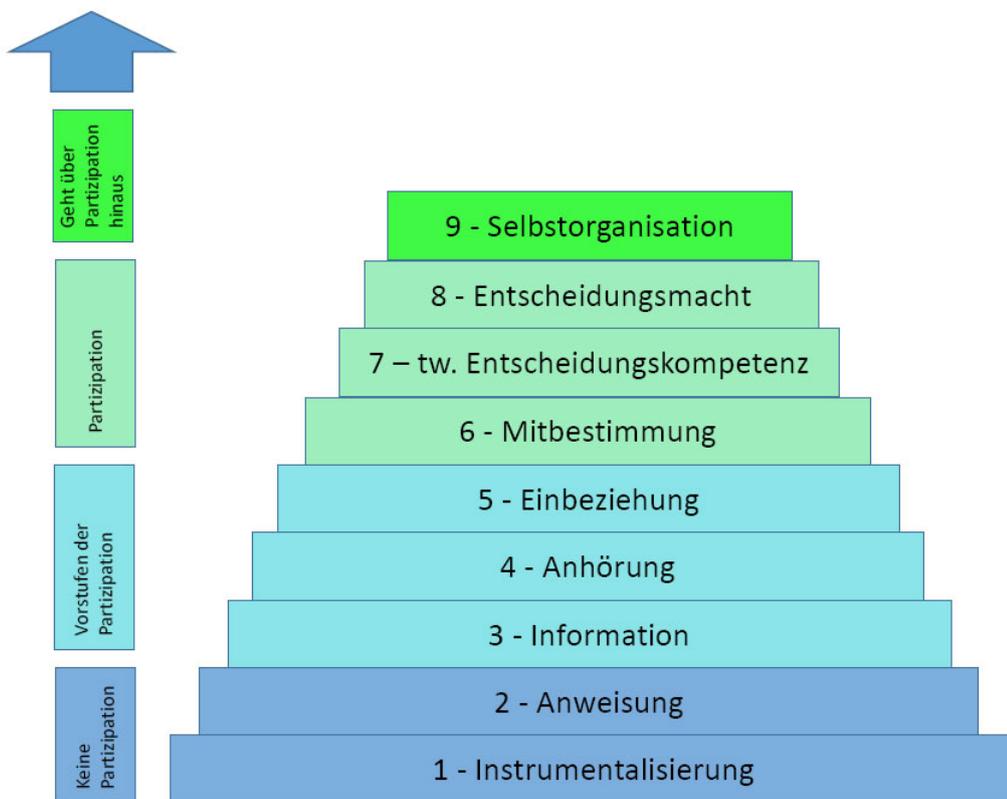


Abbildung 1: Eigene Darstellung des Stufenmodells der Partizipation in Anlehnung an WRIGHT, VON UNGER und BLOCK (2010).

Empowerment, wie es VON UNGER (2014) in diesem Kontext versteht, ist eine Art Selbstbefähigung, bei der die eigenen Stärken entdeckt werden sollen (21). Es kann durch Schulungen, Weiterbildungen oder Trainings erfolgen. Erst dies ermöglicht es, dass die beteiligten Stakeholder Entscheidungsmacht in allen Phasen des Prozesses haben, von der Zielsetzung bis zur Verwendung der Ergebnisse. Erfolgt kein gegenseitiges Lernen, kann es zur Instrumentalisierung kommen (22), so dass unter dem Deckmantel der Partizipation lediglich vom Wissen der Betroffenen profitiert wird, ohne diese am Entscheidungsprozess selbst teilhaben zu lassen (23).

Der Begriff doppelte Zielsetzung verweist darauf, dass bei partizipativer Forschung immer zwei Ziele verfolgt werden: zu erforschen und zu verändern (24). Es soll einerseits gemeinsam geforscht und Wissen generiert werden, aber darüber hinaus sollen mittels partizipativer Ansätze auch neue oder alternative Handlungsmöglichkeiten entwickelt und Veränderungen ermöglicht werden (25).

2. Vorteile und Schwierigkeiten partizipativer Forschung

Vorteile partizipativer Forschung gegenüber herkömmlicher Forschung ohne den Einbezug aller Stakeholder sind:

- Reale Anliegen werden bearbeitet und erforscht ;
- die Qualität der Erhebungsinstrumente und Daten wird verbessert ;
- die betroffenen Personen haben größeres Vertrauen in die Forschung, was eine bessere Rekrutierung ermöglicht und Dropouts verringert;
- die Ergebnisse können besser und vor allem kontext- bzw. kultursensibel interpretiert werden;
- das Verständnis von Problemen verbessert sich;
- die entwickelten Interventionsansätze sind adäquater und somit eher erfolgreich;
- die Effekte sind direkt und praktisch sichtbar;
- es werden neue Erkenntnisse gewonnen;
- die Relevanz der Ergebnisse ist höher (26).

Dadurch ist vor allem die Entwicklung von nachhaltigen und tragfähigen Lösungen möglich (27). Schwierigkeiten bei partizipativer Forschung gegenüber herkömmlicher Forschung ohne den Einbezug aller Stakeholder sind:

- die Einnahme verschiedener Rollen kann Konflikte mit sich bringen;
- es ergeben sich gegebenenfalls ethische Herausforderungen;
- die Sichtweise von Wissenschaftlern/innen ist nicht übergeordnet, sie haben also kein Privileg auf Wissen und müssen somit einen Teil ihrer »Macht« abgeben;
- es existieren je nach Stakeholder unterschiedliche Sichtweisen und unterschiedliche Anforderungen an das gewünschte Ergebnis;
- die Erwartungen und Prioritäten des kontextuellen Umfelds der Stakeholder und die Rahmenbedingungen sind für die Stakeholder unterschiedlich, so stehen beispielsweise für Forschende oft gute Publikationen im Vordergrund, wohingegen sich Betroffene konkrete Hilfsmittel wünschen;
- Konflikte dürfen nicht gescheut werden, zumal diese dem Prozess der Stakeholderintegration quasi inhärent sind und die Lösung von Konflikten eine kritische Selbstreflexion verlangt;

- Kompromisse müssen gefunden werden;
- auch benachteiligte Gruppen müssen integriert werden (28).

Die Selektivität der Beteiligten lässt sich jedoch kaum verhindern, da nicht alle potentiellen Akteure bereit sind, sich aktiv einzubringen. Meist sind dies Personen mit höherer Bildung, die sich angesprochen fühlen beziehungsweise sich eine solche Aufgabe zutrauen. Andere Personen werden aufgrund von psychischen oder physischen Beeinträchtigungen (z.B. stark eingeschränkte Mobilität oder psychische Problematiken) vom Prozess ausgeschlossen, andere haben kein Interesse teilzunehmen (29). Um partizipativ forschen zu können benötigt man

- mehr Ressourcen (personell und zeitlich) um Kompetenzen und Vertrauen aufzubauen und sich zu verpflichten;
- die Wahl der Stakeholder gibt bereits eine Projektrichtung vor;
- die Auswahl geeigneter Verfahren ist problematisch, da teils Vorwissen nötig ist und Schulungen sehr aufwändig sind;
- nicht für alle Wissenschaftler/innen aller Disziplinen hat partizipative Forschung eine Legitimation;
- ein Mehrwert ist objektiv (noch) nicht messbar oder bewiesen (30);
- es braucht die Bereitschaft sich darauf einzulassen und die Gefahr des Scheiterns muss allen bewusst sein (31).

Es wäre forschungspraktisch also falsch zu fordern, dass immer partizipativ geforscht werden muss. Das Vorschreiben der Partizipation und die Vereinheitlichung würden den Einfluss der Akteure reduzieren. Auch die Freiwilligkeit ist ein wichtiges Anliegen, was jedoch immer die Selektivität der Teilnehmenden mit sich bringt (32). Keinesfalls darf ein partizipatives Vorgehen, das nur strategischer Art ist, missbraucht werden, um Entscheidungen zu legitimieren (33). Die partizipative Forschung scheint vor allem für anwendungsorientierte Projekte mit praktischem Nutzen sinnvoll zu sein oder wenn bestimmte Gruppen von Stakeholdern kaum erreicht werden können (34). Denn nicht nur die Theorieentwicklung, sondern auch die Umsetzung (handlungsorientiert) sind die zentralen Ziele partizipativer Forschung. Da jedoch oft zunächst Vertrauen gewonnen oder eine Beziehung aufgebaut werden muss, können zunächst Vorstufen der Partizipation (Information, Anhörung, Einbeziehung; Abbildung 1) in Betracht gezogen werden (35).

Trotz der Heterogenität partizipativer Ansätze und der Forderung, dass eine gewisse Offenheit der partizipativen Ansätze bestehen bleibt, sind Richtlinien notwendig, wie zum Beispiel mit dem Grundsatz der Schadensvermeidung, der Anonymität bei Erhebungen oder der Vertraulichkeit von Daten umgegangen wird (36). Erste Vorschläge für ethische Prinzipien wurden ausgearbeitet (37). Zudem hat die League of European Research Universities in intensivem Austausch mit verschiedenen Anwendern Guidelines für Citizen Science veröffentlicht (38). Gemeinsam ist den unterschiedlichen partizipativen Ansätzen sicher, dass es um Demokratie und soziale

Gerechtigkeit geht (39). Bislang fehlt vor allem eine klare und nachvollziehbare Darlegung der Qualität der Ergebnisse und Effekte partizipativer Forschung. Dies sollte in Zukunft angestrebt werden, um eine bessere Abwägung der Vor- und Nachteile vornehmen zu können und eine Legitimitätsbasis für die partizipative Forschung zu schaffen. Zudem müssen ganz praktische Fragen, beispielsweise zu den Rechten an den Forschungsergebnissen, beantwortet werden. Auch allgemeine Gütekriterien für den partizipativen Prozess sind nötig, was aufgrund der Bandbreite und Heterogenität der Ansätze schwer ist (40). Dennoch hat der International Collaboration for Participatory Health Research (ICPHR) ein Positionspapier veröffentlicht, um unter anderem Gütekriterien für partizipative Forschung zu formulieren (41). Hier besteht jedoch sicher weiterhin Handlungs- und Entwicklungsbedarf.

3. Partizipative Forschung am IKOA

Das Interdisziplinäre Kompetenzzentrum Alter (IKOA) der Fachhochschule St.Gallen befasst sich mit anwendungsorientierter Forschung und Entwicklung rund um Fragen des Alters und Alterns. Hierbei spielt die partizipative Forschung eine wesentliche Rolle, da nicht nur über, sondern gemeinsam mit älteren Menschen geforscht werden soll. Vor dem Hintergrund der Zielsetzung der Partizipation der Menschen 60+ an der Altersforschung hat das IKOA zwei Gruppen partizipativ forschender Senioren/innen im Raum St.Gallen (seit Juli 2015) und im Bodenseeraum (seit März 2016) aufgebaut. Diese partizipativen Forschergruppen setzen sich aus insgesamt 11 Senioren/innen und Wissenschaftlerinnen des IKOA zusammen. Mit Hilfe des IKOA sollen die Senioren/innen selbst Forschungsprojekte initiieren, das heißt sie beforschen die sie interessierenden Themen und werden methodisch geschult, um diese dann aktiv mitbeforschen zu können.

3.1 Ziele der partizipativen Forschung am IKOA

Ein Ziel der partizipativen Forschung am IKOA ist, diese auf Stufe 8 (Abbildung 1) umzusetzen. Da Senioren/innen Experten/innen im Bereich »Altern« sind, macht es Sinn, ihnen im Rahmen des Forschungsprozesses Entscheidungsmacht zu geben – sowohl bei der Wahl eines aus ihrer Sicht relevanten Forschungsthemas als auch während der Datenerhebung. Gemeinsam mit den Wissenschaftlerinnen des IKOA entschieden sich die partizipativ forschenden Senioren/innen bei der Datenerhebung qualitative Erhebungsmethoden anzuwenden. Dies weil sich qualitative Methoden zum einen für explorative Fragestellungen und zum andern für partizipative Forschung besonders eignen (42). Das IKOA geht von der Prämisse aus, dass sich der Feldzugang als einfacher erweist, wenn Senioren/innen andere Senioren/innen interviewen, und dass diese Interviews zu umfangreichen und detaillierten Erkenntnissen führen, weil die interviewenden Senioren/innen durch ihre eigene Kenntnis gezielter nachzufragen vermögen (43).

Aufgrund der bislang fehlenden praktischen Erfahrungen und da keine Definitionen für Rahmenbedingungen und Richtlinien vorliegen, ist relativ wenig über die Realisierbarkeit auf den höchsten Stufen der Partizipation (Abbildung 1) bekannt. Deshalb besteht ein weiteres Ziel der partizipativen Forschung am IKOA darin, die Realisierbarkeit zu überprüfen, die Stärken und die Schwierigkeiten an einem partizipativen Forschungsunterfangen

aufzuzeigen, wenn dieses auf einer hohen Stufe der Beteiligung (Entscheidungsmacht) realisiert wird. Es wird ein besseres Verständnis der partizipativen Forschung selbst und auch die Auslotung deren Chancen und Grenzen aus Sicht der Senioren/innen erwartet. Dazu führt das IKOA eine Evaluation ihrer zwei partizipativen Forschergruppen 60+ (Durchschnittsalter 74 Jahre, Range 67-86) durch.

3.2 Aufbauprozess und Arbeit der partizipativen Forschergruppen

Die Einbindung der partizipativen Forschergruppen in die verschiedenen Phasen eines Forschungsprozesses erfordert einen intensiven Findungs- und Gruppenaufbauprozess: zum einen zwischen Senioren/innen und Wissenschaftler/innen und zum anderen unter den Senioren/innen selbst. Um dies leisten zu können, müssen regelmäßige Treffen stattfinden und Zeit investiert werden. Zunächst geht es darum, dass die frei zusammengestellten Teilnehmer/innen der partizipativen Forschergruppen das Paradigma der Partizipation verstehen und sich als Gruppe finden. Im Rahmen des Findungsprozesses wird von den Senioren/innen gemeinsam ein Forschungsthema erarbeitet. Das Thema der partizipativen Forschergruppe 60+ St.Gallen lautet »Wohnvisionen im Alter«; die Gruppe aus dem Bodenseeraum beschäftigt sich mit der Thematik »Faktoren der Zufriedenheit im Alter«. Nachdem alle teilnehmenden Senioren/innen Interesse bekundet haben, ins Feld zu gehen und selbst Daten zu erheben, werden sie durch das IKOA in die Methoden der empirischen Sozialforschung eingeführt und für die Durchführung von qualitativen leitfadengestützten Interviews geschult. In der Folge werden für die oben genannten Forschungsthemen gemeinsam Leitfäden entwickelt um anschließend Interviews durchzuführen und die Daten auszuwerten. Bei allen Schritten (Leitfadenerstellung, Vorgehen bei der Rekrutierung, Durchführung der Erhebung, Auswertung der Daten) werden die Laienforscher/innen engmaschig durch die Wissenschaftlerinnen des IKOA betreut, bzw. wird der Forschungsprozess im Sinne einer Zusammenarbeit gemeinsam gestaltet. Den teilnehmenden Senioren/innen ist es zu jedem Zeitpunkt möglich, ihr Engagement den eigenen Bedürfnissen anzupassen und sich entsprechend stärker oder weniger in den partizipativen Prozess einzubringen.

Die partizipative Forschergruppe 60+ aus St.Gallen hat diesen Prozess bereits durchlaufen und im Rahmen ihres Themas »Wohnvisionen im Alter« wurden zwölf Interviews von den beteiligten Gruppenmitgliedern mit anderen Senioren/innen durchgeführt. Die Interviews wurden transkribiert und werden aktuell durch die Senioren/innen der partizipativen Forschergruppe und die betreuende Wissenschaftlerin des IKOA gemeinsam ausgewertet. Die »Forschenden Silberfuchse«, wie sich die partizipativ forschenden Senioren/innen der Bodensee-Gruppe selbst nennen, haben gerade den Prozess der Gruppenfindung abgeschlossen und bereits eine erste Einführung in empirische Forschungsmethoden erhalten. Aktuell wird das thematische Feld »Faktoren der Zufriedenheit im Alter« eingegrenzt und zentrale Forschungsfragen werden herausgearbeitet. Geplant sind auch hier qualitative Interviews, welche die teilnehmenden Senioren/innen selbst durchführen werden.

3.3 Evaluation der Erfahrungen

Aufgrund des experimentellen Vorgehens sollen die bislang gemachten Erfahrungen entlang von zwei Perspektiven evaluiert werden:

- Aus der Perspektive der teilnehmenden Wissenschaftlerinnen, bzw. der Forschungsinstitution
- Aus der Perspektive der teilnehmenden Senioren/innen

3.3.1 Sicht des IKOA

Die Zusammenarbeit mit Senioren/innen als Laienforscher/innen ist sehr bereichernd, da sie über viel Insiderwissen verfügen. Zudem haben sie einen guten Zugang zum Feld, was die Rekrutierung von Probanden/innen erleichtert. Bei folgenden Punkten sind Verbesserungspotentiale für Planung und Durchführung partizipativer Forschungsprojekte auszumachen:

Gezielter Einbezug von Laienforscher/innen: Im Sinne einer Effizienzsteigerung empfiehlt es sich, Forschungsthemen gezielter von Seiten der Institution anzudenken und auch Rollen klarer zu definieren. Zum Beispiel indem die Themenfindung in separaten Workshops mit Senioren/innen durchgeführt wird. Denn Senioren/innen, die wichtige Themen einbringen könnten, möchten vielleicht nicht unbedingt an der Datenerhebung teilnehmen, bzw. müssen beispielsweise anschließend Senioren/innen einbezogen werden, welche konkretere Erfahrungen mit dem Thema (z.B. eine altersbedingte Erkrankung) gemacht haben. Wenn die Prozesse »Themenfindung«, »Gruppenfindung« und »Methodenschulung/Datenerhebung« entflochten sind, können sie besser geplant und zielführender umgesetzt werden.

Moderation: Partizipativ Forschen heißt auch, Gruppendynamiken zu berücksichtigen und zu steuern. Dafür wäre eine Moderation hilfreich. Ansonsten kommen vor allem die Wissenschaftler/innen oftmals in eine Doppelrolle, bzw. in einen Rollenkonflikt: einerseits soll die fachspezifische Sichtweise in den Forschungsprozess eingebracht werden (was sich vielleicht nicht mit der Sichtweise der Laienforscher/innen deckt), und andererseits soll gleichzeitig die Gruppendynamik positiv entwickelt werden.

Zeitliche Ressourcen: Die Umsetzung eines partizipativen Forschungsprojektes ist zeitintensiv, da sehr unterschiedliche Voraussetzungen aufeinandertreffen. Zudem wäre es wünschenswert, sich stark auf ein solches Vorhaben fokussieren zu können. Dies ist in einem institutionellen Rahmen nicht einfach umzusetzen und braucht gute Planung.

Definition der Erfolgsfaktoren: Im institutionellen Kontext ist es wichtig, objektive Kriterien zu definieren, mit welchen sich festlegen lässt, ob ein partizipatives Projekt erfolgreich ist und worin der Mehrwert gegenüber herkömmlichen Forschungsprojekten besteht. Solche Erfolgsfaktoren müssen noch definiert und überprüft werden.

3.3.2 Sicht der Laienforscher/innen

Die nachstehenden Aussagen beruhen auf einer ersten Evaluation der partizipativen Forschergruppe St.Gallen des IKOA. Die Sichtweise der Laienforscher/innen auf die partizipative Forschung wird mittels eines durch das IKOA entwickelten Fragebogens mit offenen und geschlossenen Fragen ermittelt. Die Evaluation dieser Gruppe als auch der zweiten partizipativen Forschergruppe soll laufend weitergeführt werden, um umfangreichere und damit aussagekräftigere Daten zu gewinnen.

Die Fragen des Evaluationsinstruments lassen sich in die Themen »Meine eigene Rolle in der partizipativen Forschergruppe«, »Gruppenprozesse«, »Inhalt«, »Organisation«, »Weitere Zusammenarbeit« und »Allgemeines« einordnen. Die Antworten auf die quantitativen Fragen werden mittels SPSS anhand der Mittelwerte, der Streuung und den Antworthäufigkeiten ausgewertet. Die offenen Fragen (qualitativ) wurden kategorisiert. Befragt wurde die partizipative Forschergruppe in St.Gallen, da sich diese Gruppe bereits mehr als ein Jahr lang trifft und im Prozess am weitesten ist. Es haben fünf Personen den Evaluationsfragebogen ausgefüllt (eine Person befand sich zum Zeitpunkt der Evaluation im Krankenhaus). Das Alter der Befragten lag zwischen 67 und 79 Jahren und im Durchschnitt bei 73.3 Jahren. Die Gruppe der Befragten bestand aus drei weiblichen Seniorinnen und zwei männlichen Senioren. Im Folgenden sollen die Ergebnisse der Evaluation aus Sicht dieser Senioren/innen der partizipativen Forschergruppe vorgestellt werden.

Zusammenfassend zeigt sich, dass die Senioren/innen die partizipative Forschergruppe als sehr positiv bewerten. Ihren Profit sehen sie vor allem darin, sich in der Gruppe auszutauschen, dies wird von allen als erstes genannt, Wissenszuwachs zu erhalten und erweiterte Erfahrungen zu machen. Gründe für ihre Teilnahme sind das Einbringen eigener Erfahrungen, Neues dazu zu lernen, Interesse am Thema Alter, soziales Engagement und Verbundenheit mit der Fachhochschule St.Gallen. Bei der Effizienz der Arbeiten und bei der Frequenz der Treffen sehen einzelne Senioren/innen Verbesserungspotential, es besteht der Wunsch nach kürzerer Projektdauer aber größerer Intensität, das heißt nach mehr Terminen und Treffen. Auch würden sie sich wünschen, dass die Ergebnisse der Projekte in andere Bereiche (z.B. Politik) einfließen, sehen jedoch auch, dass dies in der aktuellen Projektphase (Auswertung der Daten) noch zu früh ist. Ein uneinheitliches Bild zeigt sich bei der Frage, ob einzelne Personen die Gruppe zu sehr dominieren. Grundsätzlich herrscht die Meinung, dass alle Meinungen gehört und geäußert werden dürfen. Ob sie bereit wären zusätzliche Arbeiten zu übernehmen, konnten die Senioren/innen nicht klar beantworten. Klar ist jedoch, dass kein äußerer Anreiz für die Motivation zur Teilnahme an einem partizipativen Forschungsprojekt für die Senioren/innen nötig ist. Die Senioren/innen fühlen sich durch die Forschenden des IKOA ausreichend unterstützt. Auch die Zusammenarbeit in der Gruppe wird positiv erlebt.

Vorteile der partizipativen Forschung für sich selber und für die Bearbeitung von Forschungsfragen sehen die partizipierenden Senioren/innen darin, dass reale Bedürfnisse erkannt werden, dass generell die Sichtweise auf eine Fragestellung erweitert wird, dass ein intensiver Erfahrungsaustausch stattfindet und diese Faktoren zu

glaubwürdigeren Resultaten führen. Vorteile für die Forschung und die Praxis sehen die teilnehmenden Senioren/innen in der Authentizität, der größeren Gewichtung des menschlichen Aspekts, der höheren Glaubwürdigkeit und in der möglichen Einflussnahme, zum Beispiel auf die Politik, auf Basis wissenschaftlicher Befunde. Schwierigkeiten oder Hindernisse sehen die Senioren/innen im größeren Zeitbedarf für Projektschritte, im Fehlen von Erfahrungswerten mit dieser Form des partizipativen Einbezugs und im Ausbildungs- und Abstimmungsbedarf aller partizipativ Mitarbeitenden.

4. Diskussion

Wenn man die beiden Sichtweisen (Wissenschaftler/innen und Laienforscher/innen) übereinanderlegt wird deutlich, dass bei der Thematik Effizienz und zeitliche Ressourcen eine Schnittmenge vorhanden ist. Der Wunsch nach größerer Intensität des Forschungsprozesses, sprich mehr zeitliche Ressourcen, besteht bei allen Stakeholdern. Und der Wunsch nach mehr Effizienz, welcher auch von allen Beteiligten angesprochen wurde, könnte durch klarere Rollenverteilung innerhalb eines Forschungsvorhabens erreicht werden. Es wird aber auch klar, dass der partizipative Forschungsprozess generell von allen Beteiligten sehr positiv und bereichernd beurteilt wird und als Chance gesehen wird, bessere (im Sinne von valideren und aussagekräftigeren) Forschungsergebnisse zu erzielen.

Die bislang vom IKOA gemachten Erfahrungen bestätigen einige unter Vorteile und Schwierigkeiten partizipativer Forschung aufgelisteten Vorteile der partizipativen Forschung. Die Forschung wird realitätsnaher, dank Laienforscher/innen ist das Vertrauen der Probanden größer und die Rekrutierung einfacher. Auch die Qualität der Erhebungsinstrumente ist durch deren gemeinsame Entwicklung besser. Die Qualität der erhobenen Daten und der Datenanalyse ist jedoch auch stark abhängig von der Forschungserfahrung, diese kann vermutlich auch ohne Partizipation gewährleistet werden. Die Herausforderungen der partizipativen Forschung liegen in diesem konkreten Fall darin, dass unterschiedliche Erwartungen an die Resultate bestehen. Die Wissenschaftler/innen erhoffen sich von den Ergebnissen mehr Erkenntnisse für die Forschung, die Laienforscher/innen hingegen wünschen sich eher praktische Auswirkungen. Für die Wissenschaftler/innen besteht eine weitere Herausforderung darin, Laienforscher/innen Deutungsmacht zuzugestehen. Es kommen hier Rollenkonflikte zum Ausdruck, für deren Aushandlung ein klar definierter und sicherer Kommunikationsraum und eine Begleitung durch eine nicht im Forschungsprozess involvierte Person (Moderation) angezeigt wären. Auch die Tatsache, dass die mit dem IKOA arbeitenden Laienforscher/innen alle ein hohes Bildungsniveau haben, zeigt, dass partizipative Forschung nicht für alle Bevölkerungsschichten gleich einfach möglich ist, was eine Einschränkung des Paradigmas bedeutet.

Um für alle Beteiligten gewinnbringend partizipativ zu forschen, braucht es eine hohe Bereitschaft zur Selbstreflexion, zur Transparenz und zur Kommunikation.

5. Fazit für die Praxis

- Partizipative Forschung auf höchster Stufe kann aus Sicht der Teilnehmenden erfolgreich sein, braucht jedoch entsprechendes Know-how und entsprechende Rahmenbedingungen.
- Weitere Evaluationen der Partizipation müssen folgen, um die Bedingungen für optimale Abläufe zu klären und entsprechende Anleitungen zu generieren.
- Zwingenderweise sind Gütekriterien und Richtlinien zu definieren, wie mit einzelnen Aspekten im partizipativen Forschungsprozess umgegangen werden sollte.
- Objektive Kriterien zur Messung des Mehrwerts partizipativer Forschung müssen definiert und an weiteren Forschungsprojekten überprüft werden. Erst dadurch sind die Vor- und Nachteile partizipativer Forschung gegeneinander abzuwägen.

Anmerkungen

(1) Vgl. VON UNGER 2014

(2) Vgl. WEITZIG 2016

(3) Vgl. WIHOF SZKY 2015

(4) Vgl. BERGOLD 2013; WEITZIG 2016

(5) Vgl. HARTUNG & WRIGHT 2015; WRIGHT, NÖCKER, PAWILS & WALTER 2013

(6) Vgl. BERGOLD 2013; VON UNGER 2014

(7) Vgl. VON UNGER 2014

(8) Vgl. VON UNGER 2014

(9) Vgl. WRIGHT, VON UNGER, BLOCK & GARDNER 2010

(10) Vgl. REASON & BRADBURY 2001; REASON & BRADBURY 2008

(11) Vgl. VON UNGER 2014

(12) Vgl. VON UNGER 2014

(13) Vgl. DICKINSON et al. 2012

(14) Vgl. VON UNGER 2014

(15) Vgl. VON UNGER 2014

(16) Vgl. VON UNGER 2012

(17) Vgl. VON UNGER 2014

(18) Vgl. BERGOLD 2013

(19) Vgl. BERGOLD 2013

(20) VON UNGER 2014, S.65.

(21) Vgl. HERRIGER 2005

(22) Vgl. VON UNGER 2014

(23) Vgl. BERGOLD 2013

(24) Vgl. VON UNGER 2014

(25) Vgl. VON UNGER 2014

(26) Vgl. VON UNGER 2014

(27) Vgl. IRWIN 1995

(28) Vgl. VON UNGER 2014

(29) Vgl. KUBIAK 2015

(30) Vgl. VON UNGER 2014

(31) Vgl. VON UNGER 2012

(32) Vgl. VON UNGER 2014

(33) Vgl. KUBIAK 2015

(34) Vgl. VON UNGER 2014

(35) Vgl. VON UNGER 2014

(36) Vgl. VON UNGER 2014

(37) CENTRE FOR SOCIAL JUSTICE AND COMMUNITY ACTION 2012; MACAULAY et al. 1998

(38) Vgl. LERU 2016

(39) Vgl. VON UNGER 2014

(40) Vgl. VON UNGER 2014

(41) Vgl. WRIGHT et al. 2013

(42) Vgl. BERGOLD 2013

(43) Vgl. MISOCH 2015

Literaturverzeichnis

Bergold, Jarg B. (2013). Partizipative Forschung und Forschungsstrategien. eNewsletter Wegweiser Bürgergesellschaft 08/2013, http://www.buergergesellschaft.de/fileadmin/pdf/gastbeitrag_bergold_130510.pdf.

Centre for Social Justice and Community Action (2012). Community-based participatory research: A guide to ethical principles and practice. Durham: Centre for social justice and community action, Durham University, <https://www.dur.ac.uk/resources/beamon/CBPREthicsGuidewebNovember20121.pdf>. [Datum des Zugriffs: 22. November 2016].

Chung, Kimberly & Lounsbury, David W. (2006). The role of power, process, and relationships in participatory research for statewide HIV/AIDS programing. *Social Science & Medicine*, 63(8), 2129-2140.

Dickinson, Janis L.; Shirk, Jennifer; Bonter, David; Bonney, Rick; Crain, Rhiannon L.; Martin, Jason; Phillips, Tina & Purcell, Karen (2012). The current state of citizen science as a tool for ecological research and pubic engagement. *Frontiers in Ecology and the Environment*, 10, 291-297.

Hartung, Susanne & Wright, Michael T. (2015). Partizipation in der Gesundheitsförderung: Weiter, aber noch nicht am Ziel. *Impulse*, 88, 3-4.

Herriger, Norbert (2005). Sozialräumliche Arbeit und Empowerment. Plädoyer für eine Ressourcenperspektive. In Ulrich Deinet, Christoph Gilles & Reinhold Knopp (Hrsg.), *Neue Perspektiven der Sozialraumorientierung. Planung – Aneignung – Gestaltung*. Berlin: Frank & Timme.

Irwin, Alan (1995). *Citizen Science. A study of people, expertise and sustainable development*. New York: Routledge.

Kubiak, Michael (2015). Ist Beteiligung immer gut und sinnvoll? Partizipation und/oder politische Gleichheit. *Impulse*, 88, 4-5.

League of European Research Universities (LERU) (2016). Citizen Science at universities: Trends, guidelines and recommendations. Advice Paper, http://www.leru.org/files/publications/LERU_AP20_citizen_science.pdf. [Datum des Zugriffs: 10. November 2016].

Macaulay, Ann C.; Delormier, Treena; McComber, Alex M.; Corss, Edward J.; Potvin, Louise P.; Paradis, Gilles; Kirby, Rhonda L.; Saad-Haddad, Chantal & Desrosiers, Serge (1998). Participatory research with native community of Kahnawake creates innovative code of research ethics. Canadian Institute of Health Research (CIHR) 89, 105-108.

Misoch, Sabina (2015). Qualitative Interviews (S.202-203). Berlin: De Gruyter.

Reason, Peter & Bradbury, Hilary (2001). Introduction: Inquiry and participation in search of a world worthy of human aspiration. In Peter Reason & Hilary Bradbury (Hrsg.), Handbook of action research (S.1-14). London: Sage.

Reason, Peter & Bradbury, Hilary (Hrsg.) (2008). The Sage handbook of action research: Participatory inquiry and practice. Los Angeles: Sage.

Von Unger, Hella (2012). Partizipative Gesundheitsforschung: Wer partizipiert woran? Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 13(1), Art. 7.

Von Unger, Hella (2014). Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Weitzig, Svenja (2016). Soziale Wirklichkeit und Lebenswelten erforschen. Ansprüche an eine Partizipative Forschung. In Jeannine Wintzer (Hrsg.), Herausforderungen in der Qualitativen Sozialforschung (S.133-140). Heidelberg: Springer-Verlag Berlin.

Wihofszky, Petra (2015). Ein mittlerer Weg zwischen Top-down und Bottom-up in der Gesundheitsförderung. Impulse, 88, 5-6.

Wright, Michael T.; Nöcker, Guido; Pawils, Silke & Walter, Ulla (2013). Partizipative Gesundheitsforschung – ein neuer Ansatz für die Präventionsforschung. Prävention und Gesundheitsförderung, 3, 119-121.

Wright, Michael T.; von Unger, Hella & Block, Martina (2010). Partizipation der Zielgruppe in der Gesundheitsförderung und Prävention. In Michael T. Wright (Hrsg.), Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention (S.35-52). Bern: Hans Huber Verlag.

Wright, Michael T.; von Unger, Hella; Block, Martina & Gardner, Bob (2010). Zur Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Fundierung der Partizipativen Gesundheitsforschung. In Michael T. Wright (Hrsg.), Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention (S.221-232). Bern: Huber.

Autorinnen

Lic. phil. Stephanie Lehmann, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Interdisziplinären Kompetenzzentrum Alter der Fachhochschule St.Gallen (IKOA-FHS). Sie schloss das Lizentiatsstudium 2012 in Psychologie ab. Ihre aktuellen Forschungsschwerpunkte sind Partizipative Forschung, Active & Assisted Living, Living Labs und Demenzerkrankungen.

Lic. phil. Cora Pauli, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Interdisziplinären Kompetenzzentrum Alter der Fachhochschule St.Gallen (IKOA-FHS). Sie schloss das Lizentiatsstudium 2005 in Ethnologie ab. Ihre aktuellen Forschungsschwerpunkte sind Technologienutzung im Alter, Active & Assisted Living und Nutzerforschung.

Prof. Dr. Sabina Misoch, Professorin, Soziologin, Expertin für empirische Forschungsmethoden (insbesondere qualitative Interviews) und Leiterin des Interdisziplinären Kompetenzzentrums Alter an der Fachhochschule St.Gallen (IKOA-FHS). Sie promovierte 2004 an der Universität Karlsruhe. Ihre aktuellen Forschungsschwerpunkte sind Alterssoziologie, Technikakzeptanz, Active & Assisted Living, Gero(n)technologien, Identität im Alter, Diversity, Werteforschung und Neue Medien.

Kontakt

Stephanie Lehmann
Interdisziplinäres Kompetenzzentrum Alter
FHS St.Gallen
Hochschule für Angewandte Wissenschaften
Rosenbergstrasse 59, Postfach, 9001 St.Gallen, Schweiz
Tel.: 0041 71 226 18 95
E-Mail: stephanie.lehmann@fhsg.ch
<http://www.fhsg.ch/alter>

Redaktion

Stiftung Mitarbeit
Redaktion eNewsletter Wegweiser Bürgergesellschaft
Eva-Maria Antz, Ulrich Rüttgers
Ellerstr. 67
53119 Bonn
E-Mail: newsletter@wegweiser-buergergesellschaft.de